

Warum Materialismus nicht Transfeindlichkeit bedeutet

Gegen das Beharren auf Binarität, vor allem im Radikalfeminismus

Koschka Linkerhand

An dieser Stelle meiner Website stand fast zwei Jahre lang der Text *Gegen das Beharren auf Binarität. Warum Materialismus nicht Transfeindlichkeit bedeutet*, den ich 2023 für die Zeitschrift *Junge Perspektiven DS* geschrieben habe. Ein Jahr später habe ich den Artikel für mein Buch *Feministisch streiten 2* bearbeitet und weiter ausgebaut. Dabei habe ich versucht, einige Gedankengänge zu vertiefen (z.B. zum Verhältnis von historischem und aktuellem Radikalfeminismus) und Formulierungen zu verbessern (z.B., da ich Frausein als gesellschaftliches Verhältnis begreife, konsequenterweise nicht von biologischen Frauen zu schreiben) und auf diese Weise Missverständnissen vorzubeugen.

Eigentlich bin ich Fan davon, mehrere Versionen eines Texts nebeneinander stehen zu lassen und meine älteren Texte als Archiv der eigenen polittheoretischen Entwicklung zu schätzen, das auch Ansichten enthält, die ich heute nicht mehr vertrete. Aber weil ich immer wieder auf diesen Text angesprochen werde und angesichts der großen Brisanz des Themas Transgeschlechtlichkeit im Feminismus habe ich mich entschieden, die erste Version gegen die aktualisierte auszutauschen. Der ältere Artikel ist weiterhin in der Zeitschrift *Junge Perspektiven DS* 1/23 einsehbar.

Lange hatte ich nicht vor, einen Text zu schreiben, der den Streit um Transgeschlechtlichkeit ins Zentrum stellt. Ich bin keine Expertin in Transgender-Fragen. Mein feministisches Erkenntnisinteresse rankt sich um verschiedene Lebensrealitäten von Frauen, Mädchen und Lesben und streift dabei auch das Thema Geschlechtstransgress. Dennoch werde ich, wie viele feministische Autor*innen, Referent*innen, Gruppen und Institutionen, immer wieder mit Vorwürfen konfrontiert, entweder trans Menschen abgrundtief zu hassen und auslöschen zu wollen – oder aber einem angeblich übermächtigen Transaktivismus verpflichtet zu sein, der den Kampf um Frauenrechte untergrabe.

Die Drastik der Kontroverse, die über einen innerfeministischen Streit hinausreicht, macht es unmöglich, keine Stellung zu beziehen, sich in Ruhe eigenen Themen zu widmen und nicht zu

viel ins Internet zu gucken, wo die Shitstorms gegen Transaktivist*innen wie auch sogenannte TERFs toben. Schon das Kürzel TERF für „trans-exkludierende Radikalfeministin“, das in erster Linie zur Verleumdung anderer Feminist*innen gebraucht wird, ist mehr ein denunziatorisches Instrument als eine analytische Kategorie. Zurückgeschossen wird mit „Transideologen!“, oft in der grammatisch männlichen Form, weil die Gemeinten durchaus keine Frauen sein könnten. Die Fronten sind extrem verhärtet, auch innerhalb der Linken.

Der Streit bringt mich auch insofern auf die Barrikade, als dabei Materialismus in Stellung gebracht wird – in Form eines Beharrens auf einer biologisch und sozial verankerten Geschlechterbinarität. Ein anonymer Sticker fasst den radikalfeministischen Debattenbeitrag zusammen: „Frausein ist eine biologische und soziale Realität – keine Identität, kein Gefühl, keine Ästhetik!“ Die Gruppe RadFem Berlin beansprucht, in Bezug auf Transgeschlechtlichkeit die „Absurdität von [...] Gedanken und Gefühlen aufzuzeigen, die ebenso wenig materiell sind wie die Politik der Selbstidentifikation“ (RadFem Berlin 2022).

Damit gerät ein materialistischer Feminismus in die Bredouille, der von seinen Vertreter*innen – auch von mir selbst – in den letzten Jahren entlang einer Kritik des vorherrschenden Queerfeminismus entfaltet wurde. Zwar habe ich schon im ersten Band von *Feministisch streiten* sowie im Text *Die andere Frau* (Linkerhand 2019) einige Kritikpunkte am Radikalfeminismus formuliert. Um in der sich zuspitzenden Debatte nicht vom radikalfeministischen Biologismus und der daraus folgenden Transfeindlichkeit vereinnahmt zu werden, möchte ich meine Position schärfen und aktualisieren. Grundthese wird dabei sein: Eine Auffassung von Geschlecht, die Männlichkeit und Weiblichkeit als einander ausschließenden, auf Vulven und Penissen beruhenden Gegensatz begreift, ist kein Materialismus, sondern biologistisch und reaktionär.

Die These von den genau zwei Geschlechtern

Binartität bedeutet die Teilbarkeit eines Gegenstands in genau zwei Teile, die einander ausschließen. Dieses wissenschaftliche Ordnungsschema – bekannt aus der Mathematik, Informatik oder Linguistik – ist nicht ohne die Herrschaftsbeziehungen im kapitalistischen Patriarchat zu denken, die ebenfalls auf binären Trennungen beruhen. Silvia Federici beschreibt in *Caliban und die Hexe*, wie die Spaltung der Bevölkerung in Staatsbürger*innen und Rechtlose/Kolonisierte, Weiße und Rassifizierte, produktiv Arbeitende und nicht bzw. reproduktiv Arbeitende, in Männer und Frauen historisch gewaltsam durchgesetzt wurde. Heute erscheint es als logische und überhistorische Realität, dass die Menschheit in zwei Geschlechter eingeteilt ist und dass diese Teilung viele gesellschaftliche Bereiche durchzieht.

Auch die Aktivistinnen und Theoretikerinnen der Zweiten Frauenbewegung, die ab den 1960er Jahren von den westlichen Ländern des globalen kapitalistischen Patriarchats ausging, sprachen mit großer Selbstverständlichkeit von Frauen einer- und Männern andererseits. Die Zumutungen der Frauenrolle im Patriarchat kritisierten sie meist mithilfe der sozialkonstruktivistischen Trennung von Geschlecht in *sex* und *gender*, also in Biologie und eine der biologischen Zuordnung aufsitzende Sozialisation. Vordenkerin war Simone de Beauvoir mit *Das andere Geschlecht*.

Die Unterscheidung in biologisches und soziales Geschlecht erlaubte es, die Frage nach der Geschlechterrolle vom Geschlechtskörper zu lösen. Dass die meisten Frauen über einen gewissen Zeitraum ihres Lebens gebären und stillen können, sollte nicht länger als Rechtfertigung dafür dienen, Frauen in die reproduktiven Funktionen der Gesellschaften abzudrängen, die wenig anerkannt und wenig bis gar nicht bezahlt werden. Ebenso wenig sollten sich Frauen und Mädchen einem angeblich sanften, hilfsbereiten, „friedfertigen“ (Margarete Mitscherlich) Geschlechtscharakter unterwerfen; sie sollten, unabhängig von der weiblichen Biologie, alles sein und werden können. Die Trennung von *sex* und *gender* diente der fundamentalen Zurückweisung einer vorgeblich natürlichen Weiblichkeit, die als patriarchales Phantasma und Herrschaftsinstrument erkannt wurde (etwa von Silvia Bovenschen in *Die imaginierte Weiblichkeit*). Feministinnen wollten, mit ihrem weiblichen Geschlechtskörper und gleichzeitig unabhängig von ihm, alle sozialen Rollen und gesellschaftlichen Funktionen bekleiden können – und darüber hinaus die männerdominierte Welt aus den Angeln heben.

Die queerfeministische Kritik der Binarität

Ab den frühen 1990er Jahren wich dieses konstruktivistische Verständnis von Geschlecht weithin einem dekonstruktivistischen, das zur wichtigen Referenz für transaktivistische Anerkennungskämpfe wurde. Die queerfeministische Bewegung erklärt – in Anlehnung an Judith Butlers frühe Werke *Das Unbehagen der Geschlechter* und *Körper von Gewicht* – nicht nur das soziale Geschlecht zur Konstruktion, sondern auch das biologische: Der Körper wird als Materialisierung von Diskurs verstanden, Natur immer schon als Naturalisierung. Die Ablehnung der biologischen Trennung in Männer und Frauen ermöglicht es, eine Vielfalt von Geschlechtern und Sexualitäten wahrzunehmen und auszuleben. Diese werden als Identitäten artikuliert, setzen also ein recht widerspruchloses Einssein von Individuum und geschlechtlicher bzw. sexueller Kategorisierung voraus. Das ist insofern plausibel, als Queerfeminist*innen besonders stigmatisierte und verfolgte Identitäten fokussieren: Homo-

und Bisexuelle, trans- und intergeschlechtliche Menschen, bis hin zu Drag und rassifizierten queeren Subkulturen.

Geschlecht und Sexualität werden also nicht im Spannungsverhältnis zwischen Biologie und Sozialem, zwischen Natur und patriarchaler Gesellschaft politisiert, sondern im Widerstand gegen das binäre Zweigeschlechtersystem. Queere Aktivist*innen verorten widerständige Identitäten häufig als außerhalb der Geschlechterbinarität stehend, worauf die Kategorie *non-binary* bzw. *nichtbinär* gründet.

An Wichtigkeit gewonnen hat auch die Bezeichnung *cis*, mit der der Sexualwissenschaftler Volkmar Sigusch Personen meinte, deren Geschlechtsidentität mit dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht übereinstimmt. In der Diskussion um Transgeschlechtlichkeit halte ich *Cis-* bzw. *cis* (vor Personenbezeichnungen in adjektivischer Verwendung) für eine sinnvolle beschreibende Kategorie. In der queerfeministischen Praxis hat sie freilich das Geschmäckle, dass Personen, die auf der ihnen zugeschriebenen Seite der Binarität verbleiben, weniger geschlechterrevolutionäres Feuer zugetraut wird.

Im deutschsprachigen Aktivismus fordert die Rapperin Faulenza in *Support your Sisters, not your Cisters*, Penisse nicht ausschließlich als männliche, sondern auch als transweibliche Körperteile anzuerkennen: als Teil einer trans Frau und ihrer Identität. Auch die transaktivistische Autorin Felicia Ewert betont, dass „jedes Körperteil und jedes vergeschlechtlichte Organ jedem Geschlecht zugehörig sein [kann]. Eine Frau kann ausgeprägte Brüste und einen Penis haben. Sie kann diese Organe haben und sie für sich völlig anders bezeichnen“ (Ewert 2020, S. 28).

Selbstidentifikation ist hier das bestimmende Moment von Geschlecht. Sowohl in der sozialwissenschaftlichen Forschung, der außerschulischen Bildungsarbeit als auch in der sozialen Arbeit, sofern sie queertheoretisch inspiriert sind, steht die Geschlechtsidentität als „inneres Wissen und Empfinden über die eigene geschlechtliche Zugehörigkeit“ (Regenbogenportal o. J.) im Mittelpunkt der Geschlechterpolitik.

Radikalfeminismus und geschlechtliche Selbstidentifikation

Heftigen Einspruch gegen diese Absage an die Binarität erheben Radikalfeministinnen. Diese Bewegung setzt sich aus Veteraninnen der Zweiten Frauenbewegung und jüngeren Feministinnen zusammen, die sich – wie ich – unter dem Banner der queerfeministischen Hegemonie politisiert, aber ihre Anliegen als Frauen und/oder Lesben darin nicht wiedergefunden haben. In Deutschland vertreten der Blog *Störenfriedas*, die Zeitschrift *EMMA*, aber auch die antideutsch geprägte linke Wochenzeitung *Jungle World* radikalfeministische Positionen. Die Frauenrechtsorganisation *Terre des Femmes* teilte einige Jahre lang die

radikalfeministische Ansicht zu Transgeschlechtlichkeit, revidierte sie aber 2023 (Terre des Femmes 2023).

Radikalfeministinnen verstehen sich als Hüterinnen der Errungenschaften der Zweiten Frauenbewegung. Orte, an denen eine feministische bzw. lesbische Frauenkultur gepflegt wird, sowie Frauenhäuser, Frauenquotenplätze, Frauentoiletten, sogar Frauengefängnisse sehen sie heutzutage gefährdet, weil trans Frauen sich den Zugang dazu erkämpfen wollen. In diesen Abwehrkämpfen geht es ganz wesentlich um die Anwesenheit von Penissen in Frauenräumen, die als „potenzielle Waffen“ (Borchert 2017) zur sexuellen Gewalt gegen Frauen verstanden werden. So urteilt die *Harry-Potter*-Autorin Joanne K. Rowling: „Wenn man die Türen zu Toiletten und Umkleideräumen für jeden Mann aufreißt, der glaubt oder fühlt, eine Frau zu sein – und, wie gesagt, Geschlechtsbescheinigungen könnten jetzt ohne die Notwendigkeit jeglicher Operationen oder Hormone ausgestellt werden –, dann öffnet man diese Türen für alle Männer, die hineinwollen. Das ist die schlichte Wahrheit. [...] Ich [weigere] mich, mich einer Bewegung zu beugen, die meiner Meinung nach nachweislich Schaden anrichtet, indem sie versucht, ‚Frau‘ als politische und biologische Klasse auszuhöhlen, und die wie nur wenige vor ihr rücksichtslosen Männern Deckung bietet“ (Rowling 2020).

Dass es keine Männer sind, die hineinwollen, sondern trans Frauen, macht für Rowling keinen Unterschied, weil „Frauen ihre eigene biologische Realität haben“ (ebd.). Dazu gehört, so legt es ihr vielbeachtetes Statement nahe, auch die Verletzlichkeit gegenüber Männergewalt, die damit ebenso zur Naturgewalt wird. Wo Rowlings Übersetzerinnen von „rücksichtslosen Männern“ sprechen, heißt es im englischen Original „predators“, also „Raubtiere“ bzw., im Boulevardstil, „Frauen- oder Kinderschänder“.

Rowling bezieht sich auf eine seit Jahren angestrebte Reform des britischen Gender Recognition Act, die ungefähr dem deutschen Selbstbestimmungsgesetz entspricht. Das Selbstbestimmungsgesetz, seit Langem von der Transbewegung gefordert, war seit 2021 Teil des Koalitionsvertrags der deutschen Bundesregierung. Im April 2024 wurde es im Bundestag angenommen und wird nun das seit 1981 gültige Transsexuellengesetz ablösen. Beide Gesetze, das deutsche wie das britische, sollen es trans Personen ermöglichen, ihren Namen und Geschlechtseintrag ohne psychologische Gutachten und geschlechtsangleichende Maßnahmen zu ändern.

Artikel, die in der *Jungle World* zu beiden Gesetzesentwürfen erschienen, kritisieren sie zumeist mit derselben, radikalfeministischen Stoßrichtung. „Die Reform würde eine biologische Fiktion von Frauen mit Penis erschaffen“, wird die britische Feministin Miranda Yardley zitiert (Marte/Pintul 2019). In der Konsequenz könnten sich selbstidentifizierte Mädchen in Pfadfinderinnengruppen einschmuggeln. Wozu sie das tun sollten, verdeutlicht der folgende Hinweis auf „Transgender-Sträflinge“ in Frauengefängnissen, die Insassinnen

vergewaltigen könnten. Im selben Sinn befürchtet ein weiterer *Jungle World*-Autor, „dass mit dem geplanten Selbstbestimmungsgesetz die Hälfte der Bevölkerung die Garantie auf Schutzräume verliert“ (Sboron 2022). Biologische Frauen werden zu Opfern von trans Frauen erklärt, weil diese biologisch männlich seien.

Zwar argumentieren einige Radikalfeministinnen, dass trans Frauen nicht allein wegen ihres Penis eine Gefahr darstellten, sondern aufgrund der männlichen Sozialisation, die der genitalen Zuordnung folge (etwa Borchert 2017). Allerdings widmen sie dem Sozialisationsprozess, der Vermittlung von Natur und Gesellschaft im Subjekt, keine nähere Aufmerksamkeit. Die männliche (Täter-)Sozialisation erscheint als ebenso unveränderlich wie das Körperteil Penis. Die Trennung von *sex* und *gender* bleibt rein formell und die Argumentation im Biologismus stecken. Folgerichtig postuliert die radikalfeministische Philosophin Kathleen Stock, Geschlecht nach anderen als biologischen Kriterien in Mann und Frau zu unterscheiden, sei schlicht „Geschlechtsverweigerung“ (Stock 2022, S. 78).

Die Angst vor der Auslöschung der Frauen

Stock fordert einen Feminismus nur für cis Frauen und einen davon getrennten Transaktivismus. Das Ende jedes Transaktivismus hingegen strebt die britische Lesbengruppe *Get The L Out* an, die biologische Männer zum systemischen und unversöhnlichen Feind erklärt: „Wir sind gegen jede Art von misogynen Politik und gegen Systeme, die Männerinteressen in den Vordergrund stellen: queere Politik und Transgenderismus [...] Wir werden Zeuginnen, wie Transaktivismus Lesben auslöscht, wie er Lesben, die sich trauen, ihre Meinung zu äußern, zum Schweigen bringt und dämonisiert. Wir werden nicht schweigen! Lesben lieben und begehren ausschließlich Frauen!“ (Get The L Out o. J.).

Das Auslöschen von lesbischer Exklusivität geschehe dadurch, dass trans Frauen nicht akzeptieren würden, dass Lesben keine Penisse mögen, und sie dennoch zum Sex nötigen würden (ebd.). Dabei biegen *Get The L Out* entsprechende transaktivistische Auswüchse, die sich tatsächlich finden – v. a. online –, zur Transnormalität zurecht.

Ähnliches geschieht im Fall der trans Straftäterin Karen White, die in einem britischen Frauengefängnis Insassinnen sexuell belästigte. Immer wieder wird sie als einer der sehr wenigen Belege für die Fahrlässigkeit der geschlechtlichen Selbstidentifikation herangezogen.

Einen weiteren Grund für die Auslöschung von Frauen und Lesben sehen Radikalfeministinnen darin, dass Mädchen, die sich nicht geschlechtskonform verhalten, geradezu zur Transition gedrängt würden. „Trans ist Trend“ heißt es im Sammelband *Transsexualität* von Alice Schwarzer und ihrer *EMMA*-Kollegin Chantal Louis. Ähnlich besorgt

wie Rowling äußern sie sich darüber, dass innerhalb weniger Jahre die Zahl von trans Jungen und Männern extrem gestiegen sei. Das verweise auf ein verstärktes Unbehagen von Mädchen mit ihrer Geschlechterrolle, das auf den Körper umgelagert werde: „Doch statt die Geschlechternormen zu bekämpfen, sollen diese ‚unweiblichen‘ Mädchen einfach in einen zur Rolle ‚passenden‘ Körper gestopft werden“ (Schwarzer/Louis 2022, S. 14).

Auch die *EMMAs* sehen das Selbstbestimmungsgesetz nicht als Möglichkeit zur Selbstermächtigung und Lebenserleichterung für trans Menschen, sondern als „Auslieferung von Jugendlichen und Frauen“ (ebd., S. 17). Mädchen und Frauen erscheinen als Opfer, als „gehirngewaschene“ (ebd., S. 184) Manövriermasse einer „lautstarken Minderheit der Transfrauen“, die ihre „neue Identität aggressiv gegen die Rechte biologischer Frauen [setzt]“ (ebd., S. 15). Die psychischen und finanziellen Erleichterungen, die die neuen Gesetze in Deutschland und Großbritannien bringen würden, werden aber auch der Mehrheit der trans Personen nicht zugestanden. Dabei attestieren Schwarzer, Louis und Rowling diesen durchaus, friedlich, einsichtig und solidarisch mit den politischen Anliegen von cis Frauen zu sein.

Die *Störenfriedas* argwöhnen in ihrem Buch *Störenfriedas – Feminismus radikal gedacht*: „Obwohl es ehemals eine starke und schlagkräftige Frauenbewegung gab, sind die Stimmen von Lesben in der öffentlichen Debatte durch LGBTI und Queer so gut wie verschwunden. Es drängt sich der Eindruck auf, als Nächstes sollten auch die Frauen zum Verschwinden gebracht werden. Es ist jedenfalls besorgniserregend, wenn Frauen mehr und mehr aus dem Fokus des Feminismus verschwinden“ (Sigel/Schon/Panther et al. 2018, S. 324).

Die Nostalgie angesichts der geschwundenen Schlagkraft führt die Autorinnen allerdings nicht zur Frage, welche politischen und sozioökonomischen Faktoren hier eine Rolle gespielt haben könnten: etwa die Verheerungen, die der Neoliberalismus in sozialen Bewegungen anrichtete, und die in den 1990er Jahren verlorengegangene Hoffnung auf ein revolutionäres Subjekt Frau (Linkerhand 2018b). Schuld seien vielmehr der übermächtige Transaktivismus und seine Sprechverbote.

Die Angst, dass transaktivistische Konzepte „die gelebte Realität von Frauen weltweit auslöschen“ (Twitter-Post von @jk_rowling vom 7.6.2020), greift eine sprechakttheoretische Rhetorik auf, von der sich Radikalfeministinnen – genau wie Materialist*innen – eigentlich abgrenzen. Im Geraune von der „Auslöschung“ vermischen sich Nicht-genannt-Werden, juristische Benachteiligung und physische Vernichtung, wodurch es äußerst suggestiv wirkt. Das schürt transfeindliche Verschwörungstheorien, deren strukturelle Nähe zum Antisemitismus Veronika Kracher analysiert (Kracher 2021). Im nächsten Unterkapitel

erläutere ich, dass diese Verschwörungstheorien eine lange radikalfeministische Tradition haben.

Alter und neuer Radikalfeminismus

Als vor einigen Jahren vermehrt radikalfeministische Debattenbeiträge laut wurden, war ich erfreut, dass endlich wieder auf breiterer Ebene frauenverachtende gesellschaftliche Strukturen thematisiert wurden, z.B. die Ausbeutung und sexuelle Gewalt in der Prostitution. Leider erweist sich diese Artikulation des politischen Subjekts Frau immer wieder als identitäre Opfererzählung rund um den weiblichen Körper. Dass es dabei weniger um die Feier von Vulven als um die Abwehr der Penisse von trans Frauen geht, macht deutlich, dass Transfeindlichkeit ein konstitutives Moment des *aktuellen* Radikalfeminismus ist.

Der Radikalfeminismus entstand in den späten 1960ern aus der US-amerikanischen marxistischen Linken heraus. Er war inspiriert von der schwarzen Bürgerrechtsbewegung und grenzte sich vom liberalen Feminismus ab. Als eine Strömung der Zweiten Frauenbewegung vertrat er unterschiedliche Standpunkte zum Verhältnis von *sex* und *gender*.

Kate Millett richtete ihr Hauptaugenmerk auf das kulturell vermittelte soziale Geschlecht: „Die biologischen Grundlagen des Patriarchats sind [...] sehr zweifelhaft“ (Millett 1985, S. 47). Shulamith Firestone hingegen, eine weitere prägende Theoretikerin, sah die Unterdrückung der Frauen in der Biologie angelegt. In *Frauenbefreiung und sexuelle Revolution* beschrieb sie Männer als unterdrückende Klasse, die durch eine feministische Revolution der Produktions- wie der Reproduktionsverhältnisse abgeschafft werden müsse. Neben einer gerechten Verteilung der Sorgearbeit sollte Reproduktionstechnologie, die das Austragen der Babys übernimmt, zur Frauenbefreiung beitragen.

Diese tendenzielle Verschmelzung von biologischem und sozialem Geschlecht wiederholt sich bei Mary Daly, die das Patriarchat als eine groß angelegte Verschwörung der Männer gegen die Frauen betrachtete. Auch die Gewalt, die Frauen einander antun, etwa im Rahmen von weiblicher Genitalverstümmelung, führte Daly nur zu der rhetorischen Frage, „wer hinter den Kulissen dieser frauenmörderischen Szene die Fäden zieht“ (Daly 1985, S. 461).

Dagegen argumentierte die historische Materialistin Gerda Lerner in *Die Entstehung des Patriarchats*, dass das Patriarchat in keiner Entwicklungsstufe zuvörderst als Revolte oder Verschwörung der Männer missverstanden werden darf – obwohl Männer stets von der Unterordnung der Frauen profitiert haben. Lerner charakterisierte den Prozess, der Frauen immer weiter in die schwächeren Positionen der Gesellschaft beförderte, als historische Tragik einer ursprünglich biologisch begründeten Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, an der

Frauen von Anfang an mitgewirkt haben. Sie müsse als Handlungsgrundlage beider Geschlechter reflektiert werden.

Ähnlich wie Firestone betonte Lerner, dass die historisch verselbstständigte Arbeitsteilung auf dem modernen Stand der Produktionsverhältnisse längst nicht mehr notwendig sei; daher sei es nötig, sie im Zuge eines großen feministischen Bewusstwerdungsprozesses abzuschaffen. Beide Autorinnen beschrieben das kapitalistische Patriarchat zugleich als gesellschaftliche Struktur *und* als männerbündische Machtausübung ganz konkreter Männer. Nimmt man die erste dieser beiden Ebenen weg, verkümmert die Patriarchatskritik zur binären und verschwörerischen Erzählung von guten Frauen und bösen Männern.

Dass im heutigen Radikalfeminismus eher Dalys Stoßrichtung wiederaufersteht, lässt sich aus dem Spruch *Dead Men Can't Rape* schließen, der in Leipzig neuerdings an Häuserwänden prangt. In polemischer Überzeichnung klingt an, dass Männer ein natürliches und unveränderliches Problem wären. Es geht also nicht um eine männliche Subjektivität, die aus den (Re-)Produktionsverhältnissen resultiert und emanzipatorisch überwunden werden muss. Das größte Problem dieser Argumentation liegt darin, dass sich der politische Hauptfeind mittlerweile verschoben hat: Was im älteren Radikalfeminismus der Mann war, ist jetzt die trans Frau. Gleichzeitig reicht die transfeindliche Linie zurück bis zu Mary Daly und v.a. ihrer Promotionsstudentin Janice Raymond. Beide beschrieben bereits Ende der 1970er Jahre Transweiblichkeit als Experiment des Patriarchats, sich das Frausein und damit den Status der Unterdrückten anzueignen. Letztlich sollten biologische Frauen mithilfe von „männlichem chirurgischem Erzeugertum“ ganz ersetzt werden (ebd., S. 93).

Obwohl Transgeschlechtlichkeit damals ein weit randständigeres Thema war als heute, ist die Denkfigur, dass manipulierte männliche Biologie den Frauen zum Verderben gereichen würde, hier schon ausgeprägt. Die fehlende Einsicht, dass trans Frauen als reale gesellschaftliche Gruppe viel weniger politische, ökonomische und auch sexuelle Macht ausüben als cis Männer, offenbart den aktuellen Radikalfeminismus als schlechten Aufguss einer Bewegung, deren Kritik, zumindest in Teilen, einmal deutlicher die tatsächlichen Machtverhältnisse getroffen hat.

Das stellt auch Catharine MacKinnon fest, eine seit den 1970er Jahren einflussreiche radikalfeministische Theoretikerin. In einem Vortrag von 2022 kritisiert sie den neu aufgebrühten Biologismus: „Ein Großteil der aktuellen Debatte dreht sich wie besessen um die Frage, ob trans Frauen Frauen seien. Ehrlich gesagt, ist es ziemlich erschreckend, ‚Frausein‘ als ein zu verteidigendes Terrain zu sehen – nicht als Aneinanderreihung von Imperativen und Einschränkungen, die kritisiert, in Frage gestellt, verändert oder überwunden werden müssen. [...] Diese Zuschreibungen, dieses Machtverhältnis sind es – nicht unsere Körper –, die Frauen

zu einer politischen Gruppe, Kaste oder Klasse machen. Der Widerstand dagegen macht die Frauenbewegung zu einer politischen Bewegung“ (MacKinnon 2023).

Männergewalt als transfeindliches Argument

Um den Ausschluss von trans Frauen zu rechtfertigen, berichten Joanne K. Rowling wie auch die *Störenfrieda*-Autorin Anneli Borchert von eigenen Gewalterfahrungen mit männlichen Tätern. Aus ihren Äußerungen wird nicht ersichtlich, dass diese cis Männer je in Anspruch genommen hätten, etwas anderes zu sein. Die Gewalterfahrungen haben also nichts mit realen trans Frauen zu tun. Dennoch begründen die Autorinnen den Ausschluss von trans Frauen mit der Erfahrung von Männergewalt, die alle (cis) Frauen vereine: „Ich bin in meinem Leben mehrmals Opfer sexueller Gewalt geworden. Ich kenne keine Frau, der das nicht passiert ist“ (Borchert 2017).

Frauenunterdrückung wird als eine unmittelbar erfahrbare, nicht weiter erklärungsbedürftige Gemeinsamkeit vorausgesetzt – als hätte es nicht seit dem Anfang feministischer Bewegungen Auseinandersetzungen über Differenzen zwischen Frauen gegeben. Die Erfahrungen mit dem gesellschaftlichen Frausein unterscheiden sich je nach Schicht und Weltgegend, Milieu, Beruf. Sie unterscheiden sich zwischen rassifizierten und weißen Frauen, Müttern und Kinderlosen, behinderten und nichtbehinderten Frauen, Jüdinnen und Nichtjüdinnen, zwischen Heteras, Lesben und bisexuellen Frauen sowie cis und trans Frauen (bzw., je nach Ort und Zeit, Transvestiten oder *travestis*). Diese Differenzen wirken sich immer auch auf den Grad der Gefährdung von sexueller Gewalt aus – und auf die Möglichkeit, sich dagegen zu wehren, ob als Einzelne oder kollektiv.

In der radikalfeministischen Deutung fallen alle Differenzen zwischen Frauen in eins. Nur von trans Frauen wird sich mit biologistischen Argumenten abgegrenzt, ungeachtet der Tatsache, dass auch sie Männergewalt erleben. Überdies werden sie mit unlauteren Mitteln selbst zu männlichen Gewalttätern erklärt.

Weibliche Subjektivierung

Materialistischer Feminismus geht von einem gesellschaftlichen Frausein aus, das strukturelle Gemeinsamkeiten aufweist. Zugleich berücksichtigt er die unterschiedlichen historischen, regionalen und sozioökonomischen Bedingungen, die die „Situation der Frau“ (Simone de Beauvoir) jeweils bestimmen. Darüber hinaus gehen Materialist*innen vom *Subjekt* Frau aus, das im Widerspruch von Gesellschaft und Individuum handelt, denkt und sich entwickelt. Dabei spielt auch der Geschlechtskörper eine Rolle, der aber vom ersten Atemzug an vergesellschaftet wird. Das augenfälligste Argument hierfür scheint mir die völlige Hilflosigkeit

des menschlichen Babys zu sein, das sich dank enormer neuronaler Plastizität auf alle möglichen kulturellen Konzepte einstellt, um zu überleben. Die Neurowissenschaftlerin Cordelia Fine führt aus, dass das Baby sich bestmöglich an die Geschlechtervorstellungen seiner Bezugspersonen anpasst, indem es – bis in seine körperlichen Ausdrücke und Bewegungen hinein – zum erwünschten Jungen oder Mädchen wird (Fine 2012). Eine materialistische Kritik der geschlechtsspezifischen Sozialisation muss diese also als Prozess verstehen, der zwischen Gesellschaft und Subjekt stattfindet, nicht als reine Prägung von außen. Ohne psychische Subjektivierung biologischer Gegebenheiten gäbe es keine Frauen und Männer und kein Patriarchat.

In *Die Fesseln der Liebe*, einem Klassiker der feministischen Psychoanalyse, beschreibt Jessica Benjamin, dass kleine Mädchen ihre Mutter – das gleichgeschlechtliche Elternteil und die emotional höchst bedeutsame Versorgerin – nicht als machtvoll erlebtes Subjekt erleben können, weil Frauen weniger gesellschaftliche Macht haben als Männer. Folglich wird es Teil der weiblichen Subjektivierung, das eigene Begehren nach Freiheit und Selbstverwirklichung idealisierend auf Männer zu richten und sich selbst mit der weiblich-ohnmächtigen Libidoposition zu identifizieren. In der Sozialisation müssen also gesellschaftliche Anforderungen und das Heranreifen des kindlichen und pubertären Geschlechtskörpers psychisch vermittelt und integriert werden. Das Mädchen wird genötigt, seine Sexualität damit zu verknüpfen, einen geliebten Mann (und später gemeinsame Kinder) zu unterstützen und zu versorgen. Welche Kompromisse mit der Integration dieser strukturellen Ungerechtigkeit geschlossen werden können, bleibt aber individuell – und veränderlich.

Entgegen der geschichtslosen Identität mit dem eigenen transsexuellen Körper, die FaulenzA und Felicia Ewert vertreten, beschreibt die Transfeministin Daria Majewski in *Feministisch streiten*, dass eine männlich *gemeinte* Sozialisation auf ein Kind treffen kann, das trotz Penis und Hoden nicht die psychische Möglichkeit hat, zum Mann zu werden, sondern vielmehr zur Frau wird. Majewski betont den „Hybridstatus“ einer „verqueeren Kindheit“ (Majewski 2018, S. 66) zwischen biologisch männlichem Körper und einer Geschlechtsidentität, die sich viel eher an der gesellschaftlichen Weiblichkeit orientiert. Sozialisation – so gewaltvoll normierend sie auch ist – ist also kein starres, binäres, entweder Männlichkeit oder Weiblichkeit erzeugendes Programm, sondern muss nachträglich bestimmt werden, vom vergeschlechtlichten Subjekt aus: „Gefragt werden sollte also nach der Art und Weise, wie das Individuum auf gesellschaftliche Zurichtungen innerhalb des kapitalistischen Patriarchats antwortet, sie verinnerlicht und wieder nach außen trägt. Subjektwerdung wäre demnach als permanenter, dynamischer Zirkel von Input, Verarbeitung, Output und Einschreibung [...] in den eigenen Körper zu betrachten. [...] Es wird erst durch die spätere Erfahrung des Selbst als trans zu

einer spezifischen Subjektivierungserfahrung“ (Majewski 2018, S. 69f.). In jeder Kindheit liegt demnach eine gewisse geschlechtliche Geschichtsoffenheit.

Auch Faulenza teilt die Erfahrung, „dass eine trans*weibliche Sozialisation nicht das Gleiche ist wie eine männliche Sozialisation. [...] Viele Menschen sehen aber die Tatsache, dass früher Menschen von mir erwartet haben, ein Junge zu sein, als mein Privileg und nicht als Gewalt, die mir viele Jahre angetan wurde“ (Faulenza 2017, S. 87).

Es widerspricht keiner materialistischen Auffassung von Geschlecht, der Selbstaussage „Ich bin eine Frau“ Glauben zu schenken – egal, mit welchen körperlichen Geschlechtsmerkmalen diese Person ausgestattet ist und mit welchen Rollenanforderungen sie als Kind leben musste. Materialist*innen gehen zwar davon aus, dass Frausein in dieser Gesellschaft strukturell mit dem weiblichen Geschlechtskörper verbunden ist. Das bedeutet aber nicht, dass diese Bedingung auf alle zutrifft, die mit der Identität Frau durchs Leben gehen: Denn jede, die als Mädchen oder Frau sichtbar wird, ist von sexueller Gewalt bedroht und mit der patriarchalen Erwartung konfrontiert, attraktiv, verfügbar, auf das Wohl Anderer bedacht und zur (reproduktiven) Mehrarbeit bereit zu sein.

Die Anforderungen an trans Frauen mögen sich von denen unterscheiden, die an cis Frauen gestellt werden, v.a. hinsichtlich der Erklärung und Rechtfertigung ihrer Existenz bis zum Umgang mit transfeindlicher Gewalt. Dennoch handelt es sich in beiden Fällen um patriarchale Frauenfeindlichkeit. Umgekehrt negiert die Anerkennung der Tatsache, dass manche Frauen trans sind, nicht per se die Lebensrealität der großen Mehrzahl der Frauen, die die sozialen Zumutungen von Weiblichkeit in enger Verknüpfung mit ihrem weiblichen Körper erfahren.

Dass Geschlecht individuell subjektiviert wird, darf nicht mit den Auffassungen verwechselt werden, dass die Geschlechtsidentität als angeborene, vom Körper unabhängige Wahrheit in den Menschen schlummern würde – oder aber beliebig verändert werden könnte. Das gegenwärtige Verhandeln von Geschlechterfragen in Identitätskategorien erschwert es mitunter, die eigene Geschlechtlichkeit als eine subjektiv geschichtliche zu begreifen, als eine lebenslange Auseinandersetzung mit patriarchalen und kapitalistischen Zwängen, aber auch Freiheitsmöglichkeiten: Was muss, kann und darf eine Frau? Was für eine Frau muss ich sein, um akzeptiert zu werden, vielleicht einfach, um zu überleben? Kann ich gar keine Frau sein? Die Interpretation der eigenen Geschichte und des eigenen Selbstverständnisses ist veränderlich, etwa wenn gesellschaftlich die Möglichkeit erkämpft wird, als Frau zu studieren, offen als Lesbe zu leben oder als Mann zu leben statt als Frau. Auf dieselbe Weise öffnen und schließen sich für Männer geschlechtliche Möglichkeitsräume, etwa der eines schwulen Lebens. Dazu gehört auch die Möglichkeit, Anteile dessen, was als weiblich gilt, ins Selbstbild

zu integrieren – oder Weiblichkeit, die eigene wie die anderer Leute, gewaltsam abzulehnen, abzuspalten, zu vernichten.

Gegen den biologischen Determinismus

Die biologische Zweigeschlechtlichkeit als binär und unveränderlich auszuweisen, ist deterministisch und kann nicht im Sinn eines befreiten Geschlechterverhältnisses sein. Mit dem strikt zweiwertigen, hierarchisierenden Schema der Binarität lassen sich Taschenrechner programmieren; in feministischer Theorie hat es nichts zu suchen. Männlichkeit über die Abspaltung und Absonderung von Weiblichkeit zu konstruieren, ist ein alter patriarchaler Taschenspielertrick, der durch die feministische Umkehrung nicht emanzipatorischer wird: Wer keine cis Frau ist, muss noch lange kein cis Mann sein.

Biologie – und Natur allgemein – sind so wenig unveränderlich wie die patriarchale und kapitalistische Gesellschaft. Dem historischen Materialismus zufolge sollten wir Natur niemals absolut setzen, sondern uns ihr im Sinn eines Verständnisses von Naturgeschichte annähern, die immer in Beziehung zu einer menschlichen Gesellschaft und deren Produktionsverhältnissen steht.

Außerdem beruht die Interpretation von Natur stets auf einem bestimmten Erkenntnisinteresse, das sorgfältig reflektiert werden muss. So untersucht die materialistisch-feministische Theoretikerin Karina Korecky, dass die heute ganz selbstverständliche Kategorie der Gebärfähigkeit erst Mitte des 19. Jahrhunderts in den Katalog der biologischen Merkmale einzog, die eine Frau ausmachen: „Gebärfähigkeit bezeichnet die medizinisch kalkulierbare Bedingung der Fortsetzung des Subjekts via Familie und damit der in das Bestehen des Staates integrierten Weiblichkeit“ (Korecky 2020, S. 99).

Auch mit aktuellen medizinischen Erkenntnissen kann gegen ein allzu statisches Verständnis der Zweigeschlechtlichkeit argumentiert werden: So beschreibt das Couvade-Syndrom, dass heterosexuelle cis Männer, die Väter werden und eng mit ihrer Partnerin verbunden sind, darauf mit einem niedrigen Testosteronspiegel reagieren. Durch die veränderte Geschlechterrolle treten schwangerschaftsähnliche Symptome wie Bauchansatz, Morgenübelkeit und Stimmungsschwankungen auf. Kümmern sie sich nach der Geburt intensiv um das Baby, hält die Hormonumstellung länger an. Männerkörper können also vorübergehend weiblicher werden – bis hin zur Produktion des Milchbildungshormons Prolaktin. Umgekehrt können bei cis Frauen in den Wechseljahren, wenn Testosteron im Hormonspiegel eine größere Rolle einnimmt, die Libido und die Duldsamkeit steigen, also eine Annäherung an die patriarchal-männliche Geschlechterrolle mit sich bringen. Der

feministische Austausch zwischen cis und trans Personen über das enge Miteinander von sozialen und biologischen Faktoren könnte hier sehr interessant sein.

Das Modell der biologischen Binarität dagegen geht von automatenhaften Körpern aus, die isoliert von sozialen Umständen pubertieren, menstruieren, ejakulieren und gebären. Binarität setzt Weiblichkeit und Männlichkeit als zwei festgelegte, säuberlich voneinander getrennte Phänomene – die sich wunderbar mit Projektionen aufladen lassen.

... und seine Projektionen

Das Beharren auf Binarität verlangt eine geschlechtliche Eindeutigkeit, die die Geschlechterzwänge des kapitalistischen Patriarchats wiederholt. Radikalfeministinnen definieren Gewalt gegen Frauen als ausschließlich männliches Phänomen und interpretieren trans Frauen qua männlicher Biologie (und einem Rattenschwänzchen männlicher Sozialisation) als Männer. Auf diese Weise spaltet die radikalfeministische Forderung, trans Frauen sollten keinen Zutritt zu Frauenräumen haben, Gewalt ab. Das eindeutig weibliche Opferkollektiv kann sich als eindeutig gut, gewaltfrei und schutzbedürftig setzen. In dieser Projektion ähnelt das radikalfeministische Kollektiv dem queerfeministischen, das viel Energie darauf verwendet, cis Männer fernzuhalten. Die patriarchale Idealisierung des Mannes, von der Jessica Benjamin spricht, wird in beiden Fällen zwar auf den Kopf gestellt, aber in der negativen Fixierung aufrechterhalten: Alle Gewalt bleibt bei ihm.

Der projektive Ausschluss leugnet die Gewalt, die cis Frauen einander antun, nicht zuletzt in feministischen Räumen. Emanzipatorisch ist, auch Gewalt unter Frauen zu besprechen und zu theoretisieren, um ihr entgegenzutreten – statt sie, wie einst Mary Daly, auf männliche Infiltration zurückzuführen. Frauen fügen einander sexuelle Gewalt zu, etwa im Gefängnis. Alltäglicher sind aber subtile Formen wie das ständige Abgleichen von Frauenkörpern mit der Schönheitsnorm oder das kontinuierliche Sich-Beziehen auf Männer statt auf andere Frauen. Sich damit zu befassen, ist anstrengender und sicherlich schmerzlicher als die ungezügelter Projektion nach außen – weil es in die Untiefen der eigenen weiblichen Sozialisation zurückführt. Eine sehr empfehlenswerte Lektüre dazu finde ich *Evas Biss. Weibliche Aggressivität und ihre Wirklichkeiten*, herausgegeben vom Hamburger Arbeitskreis für Psychoanalyse und Feminismus.

Es gibt ein strukturelles patriarchales Gefälle in dem Sinn, dass cis Männer am häufigsten zu Gewalttätern werden und auch ihren Penis als Gewaltinstrument benutzen. Dennoch ist es deterministisch und nicht vereinbar mit feministischer Subjekttheorie, die Grenze zwischen Opfern und Täter*innen patriarchaler Gewalt geradlinig zwischen biologischen Männern und biologischen Frauen zu ziehen. Mit ihrem identitären und projektiven Bezug auf Biologie

wiederholen Radikalfeministinnen den queerfeministischen Fehler, politische Fragestellungen entlang von Identitätskategorien zu verhandeln, und verschanzen sich auf ähnliche Weise gegen eine offene, welthaltige Auseinandersetzung.

Materialistischer Feminismus hingegen bedeutet ein historisches und ideologiekritisches Nachzeichnen der Kategorien, in denen die Gesellschaft Geschlecht verhandelt. Dazu gehören, neben der Vergesellschaftung von Biologie, sozioökonomische Faktoren: ganz zentral die Abspaltung von Reproduktionsarbeit auf Frauen, die so alt ist wie der Kapitalismus selbst. Aber auch der Zwang und die Unterdrückung, die diese Kategorisierungen verursachen, gehören dazu, sowie die Suche nach Möglichkeiten der Emanzipation im kapitalistisch-patriarchalen Geschlechterverhältnis und *von* diesem Geschlechterverhältnis. Die Überidentifizierung mit einem Geschlecht und einem Geschlechtscharakter weist keinen Weg zur Befreiung, sondern richtet sich letztlich immer projektiv gegen Andere.

Beispielhaft dafür steht die radikalfeministische Sorge um den Anstieg von Transitionswünschen junger Menschen, die als Mädchen aufgewachsen sind. Rowling ist bei Weitem nicht die Einzige, die über sich sagt: „Ich fragte mich, ob ich, wäre ich 30 Jahre später auf die Welt gekommen, auch versucht hätte, eine Transition zu erreichen. Die Verlockung, der Weiblichkeit zu entfliehen, wäre enorm gewesen“ (Rowling 2020).

Mir scheint einiges an projektivem Gehalt in dieser Sorge zu stecken, die trans Jungen zu fehlgeleiteten Opfern des Patriarchats erklärt. Im Mittelpunkt der radikalfeministischen Betrachtung steht nicht die Frage, ob und wie trans Jungen ein gutes, glückliches Leben führen können – sondern die Delegitimierung ihres Geschlechtsempfindens. Radikalfeministinnen schildern ihren steinigen Weg zur Frau und hauen dabei eigene Gewalterfahrungen im Patriarchat trans Menschen um die Ohren.

Wäre ich trans geworden? Was wäre unter anderen Umständen anders gelaufen, und welchen Entscheidungsspielraum hätte ich gehabt? Eine veränderte Wertung der eigenen Sozialisation, der eigenen begrenzten Möglichkeiten kann schmerzvoll sein. Sozialisation ist bei niemandem je ganz abgeschlossen. Es scheint mir allemal die freiheitlichere Option zu sein, sich solchen Fragen und Neubewertungen zu stellen, statt jungen Leuten gesellschaftliche Möglichkeiten verbieten zu wollen, die sich inzwischen aufgetan haben. Mir scheint viel ungebrochener eigener Schmerz in der Empörung über Transrechte mitzuklingen: Mir wurde so viel Gewalt angetan; ich musste mir so viel Gewalt antun, um als richtige Frau durchzugehen; und *die* sollen einfach per Sprechakt bzw. per Selbstbestimmungsgesetz zur Frau werden können?!

Selbstviktimisierung

Auch die Inszenierung als Wahrsprecherin und einsame Widerständlerin nimmt im Radikalfeminismus eine große Rolle ein. „J. K. Rowling ist [...] das prominenteste Opfer der Trans-Polizei und ihrer ‚Allies‘“ (Schwarzer/Louis 2022, S. 57), ist sich Chantal Louis sicher – als wäre Rowling in einen Shitstorm geraten, weil sie wie das mutige Kind im Märchen verkündet hätte, dass der Kaiser nackt sei. Dabei vertritt Rowling seit Jahren explizit und konsequent transfeindliche Positionen, etwa wenn sie einen Online-Shop bewirbt, der Buttons mit Aufschriften wie „Transwomen Are Men“ und „Join Your Local TERF Gang“ vertreibt (Twitter-Post von @jk_rowling vom 22.9.2020). In einem persönlichen Angriff denunzierte sie India Willoughby, Großbritanniens erste trans Nachrichtensprecherin, als jemanden, der sich „als misogyne Phantasie dessen, was eine Frau ist, verkleidet“ (X-Post von @jk_rowling vom 4.4.2024). Auf Nachrichten, die Labour-Partei plane, Misgendern von trans Personen als Hassdelikt zu ahnden, äußerte Rowling, sie würde lieber ins Gefängnis gehen, als die Realität und das biologische Geschlecht zu verleugnen (X-Post von @jk_rowling vom 17.10.2023). Kathleen Stock stellt sich gar in die Tradition der historischen Hexenverfolgungen, wenn sie auf Twitter schreibt, nachdem sie wegen Vorwürfen und Drohungen ihre Professur gekündigt hat: „Die Hexe ist tot“ (zit. n. Schwarzer/Louis, S. 59).

Meine Kritik des radikalfeministischen Opferkults soll in keiner Weise Gewalt gegen transfeindliche Feministinnen (und solche, die dafür gehalten werden) rechtfertigen. Radikalfeministinnen wie Transaktivist*innen erleben von der jeweils anderen Seite ein erschreckendes Ausmaß an Online-Gewalt, sexistischen Beschimpfungen und Faschismusvergleichen bis hin zu Klagen und Gewaltdrohungen.

Das innerfeministische Feindbild TERF dient dabei weniger der Kritik und Bekämpfung von Transfeindlichkeit denn als denunziatorisches Instrument, dem sachlich kaum zu begegnen ist. Auf der Demonstration des 8.-März-Bündnisses Leipzig im Jahr 2023 wurden Schilder mit der Aufschrift „TERFs boxen“ toleriert, als handelte es sich bei dieser Gewaltaufforderung um eine feministische Forderung unter vielen. 2022 wurde auf dem CSD Dresden das ekelhaft sexistische Spruchband „TERFs can suck my huge trans cock“ durch die Straßen gefahren. Die Kritik solcher Vorfälle muss Teil jeder feministischen Auseinandersetzung mit dem Radikalfeminismus sein.

Genauso unlauter ist jedoch die reaktive Opferinszenierung von Radikalfeministinnen, die Frauen als eindeutig unschuldig imaginiert. „Frauen werden beschimpft, niedergemacht [...] und von Veranstaltungen ausgeladen“, schreibt Eva Engelken, eine weitere Kritikerin des Selbstbestimmungsgesetzes, und fragt: „Warum beten Frauen und Lesben die Transideologie nach? Weil sie es gewohnt sind, Männern zu gehorchen?“ (Engelken 2020). Als Täter benennt

sie immer wieder „Transaktivisten“ und „Transideologen“: Während trans Frauen in dieser projektiven Feindbestimmung kein Fitzelchen Weiblichkeit zugestanden wird, werden cis Frauen, die sich für Transrechte engagieren, als vom Transaktivismus bzw. von Männergewalt unterdrückt, eingeschüchtert, „konditioniert“ (ebd.) diskreditiert. Nach Veröffentlichung eines offenen Briefs gegen die Transfeindlichkeit in der *Jungle World* (Offener Brief an die Jungle World 2023) habe ich über soziale Medien zahlreiche Kommentare des Sinnes bekommen, ich wäre vor dem übergroßen Druck irgendeiner Translobby eingeknickt oder hätte aus Karrieregründen meine frauensolidarische Haltung verabschiedet – als gäbe es keine guten feministischen Gründe, gegen Transfeindlichkeit das Wort zu erheben.

Unter den Tisch fällt bei dieser Opferinszenierung, dass Radikalfeministinnen nicht einfach kritisiert werden, weil sie Frauen sind – sondern als Wortführerinnen einer hoch aufgeladenen gesellschaftspolitischen Debatte, die von feministischen Strömungen über den linken und FDP-Liberalismus bis hin zur konservativen und christlich-fundamentalistischen Rechten geführt wird. Ihr Debattenbeitrag fällt in eine gesellschaftliche Situation, in der alles identitätspolitisch verhandelt wird und in der es zwischen radikaler Ablehnung und radikaler Affirmation von Transrechten kaum Spielraum gibt. Wie angerissen, wird die Debatte durchaus von Transaktivist*innen mitgeprägt, denen Frauenrechte kein politisches Anliegen sind und die ungerechtfertigterweise alle Gewalt gegen trans Personen bei sogenannten TERFs verorten. Dennoch halte ich es nicht für zielführend, mit entgegengesetzten Projektionen und Forderungen zurückzuschießen und an der Empörungsschraube mitzudrehen. Radikalfeministinnen wie Transaktivist*innen müssen als politische Subjekte ernst genommen und kritisiert werden. (Über-)Identifizierung mit einer dieser Positionen sowie Dämonisierung der anderen bringen die Debatte in keiner Weise voran.

„Es kommt darauf an, sie zu verändern“

Abschließend möchte ich auf das Beharren zurückkommen, die Binarität der Geschlechter sei einfach materielle Realität. Kathleen Stock führt die These, dass „die Wirklichkeit für den Feminismus unerlässlich ist“, sogar im Titel ihres Buchs. Auch die „schlichte Wahrheit“, von der J. K. Rowling zu sprechen meint, wenn sie vor trans Frauen in Frauenräumen warnt, entspricht der Auffassung, dass die Realität offensichtlich sei und Queer- und Transaktivist*innen einfach vor ihr die Augen verschlössen.

Eva Engelken wettet über die angebliche Erfindung einer „Transrealität [...]“, in der auch Männer Kinder gebären können. [...] Was die aggressiven Vertreter der Transideologie letztlich von Frauen fordern, ist die Unterwerfung unter eine völlig absurde Ideologie. Sie

fordern das Recht, eine Lüge, eine Phantasievorstellung, rechtlich geschützt ausleben zu dürfen“ (Engelken 2020).

Zweifellos leben wir in einer Realität, die alle Individuen erbarmungslos in ein Zweigeschlechtersystem presst – zum größeren Nachteil derer, die dieses System als Frauen klassifiziert. Die gängigen Formen von Liebesbeziehung und Kleinfamilie, die Gleichzeitigkeit von Lohnarbeit und reproduktiven Verpflichtungen, die täglichen Anreize, hübsch, gefällig und zur Mehrarbeit bereit zu sein, lassen keine ihr gesellschaftliches Frausein vergessen und legen es nahe, eigene Neigungen und Kräfte zurückzustellen, die männlich konnotiert sind. Wie viele andere Bereiche wird Geschlecht mithilfe binärer Wissenschaftsmodelle und Ideologien vergesellschaftet.

Materialistischem Feminismus muss es um eine Bestandsaufnahme der kapitalistisch-patriarchalen Realität zu tun sein, die in gewissem Grad auch eine Anerkennung dieser Realität bedeutet: Die Zwänge sind real, brutal und können nicht dekonstruiert werden, ohne die kapitalistische Produktionsweise und die Reproduktion des Lebens und der Arbeitskraft fundamental umzugestalten.

Das anzuerkennen, muss aber als Vorarbeit dazu dienen, die Realität umzugestalten. Dazu gehört die Überwindung der Binarität als eines einengenden und patriarchalen Konzepts voller einschränkender gesellschaftlicher Zuweisungen. Die biologistische Einteilung der Menschen in Männer und Frauen ist Teil einer *schlechten* Realität, die Ausbeutung, Zwang und Not hervorbringt. Sie als „schlichte Wahrheit“ einzuklagen, ist ungefähr so emanzipatorisch, wie die Zumutungen der kapitalistischen Arbeitswelt zu affirmieren oder darauf zu beharren, jemanden, der das nicht möchte, mit seinem bürgerlichen Namen anzusprechen. Das autoritäre Beharren auf einem Identischsein mit der Weiblichkeit läuft auf genau die engstirnige Form von opferzentrierter Identitätspolitik hinaus, die Radikalfeministinnen an Queerfeminismus und Transaktivismus kritisieren.

Demgegenüber braucht es durchaus „Phantasievorstellungen“, nämlich utopisches feministisches Denken: Wie wollen wir als vergeschlechtlichte Individuen miteinander leben? Wie lassen sich Männlichkeit und Weiblichkeit und vielleicht weitere Geschlechter so gestalten, dass alle Individuen in Freiheit leben und sich entfalten können? Der Wunsch, in der herrschenden Realität nicht Frau oder Mann zu sein, kann ebenso Beweggrund feministischen Denkens sein wie der Wunsch, ohne patriarchale Zurichtung Frau sein zu können.

Ich stimme der radikalfeministischen Kritik darin zu, dass sich das patriarchale Geschlechterverhältnis nicht mit Sprechakten und einer subkulturellen Praxis, die Vielfalt zelebriert, abschaffen lässt. In diesem Punkt zielen Radikalfeministinnen auf einen gewaltigen Hineifuß der Queer Theory, die gesellschaftliche Strukturen tendenziell nicht als solche

anerkennen, sondern immerzu als Diskursprodukte entlarven will. Catharine MacKinnon polemisiert mit Bezug auf Judith Butler: „Die Postmoderne hat einfach die kritischen Einsichten des Feminismus in Bezug auf Geschlechterrollen gestohlen, sie in ‚Performance‘ umbenannt, ihre Realität ausgesaugt, die Unterordnung zu einem literarischen Text gemacht“ (MacKinnon 2023). Ich betrachte es als große Aufgabe materialistischer Theoriebildung, dieser Derealisierung entgegenzuarbeiten und Theorie und Aktivismus wieder enger an die gesellschaftlichen Verhältnisse anzuschließen. Hingegen ist es keine emanzipatorische Kritik des Queerfeminismus, ihm ein triumphales „Aber Biologie gibt es wirklich!“ entgegenzustellen – als wären Körper jemals eine vorgesellschaftliche Realität.

Natürlich ist es oft deprimierend mitanzusehen, wie queerfeministische Versuche, die Geschlechterrollen auszuhebeln, zu erweitern, zu vervielfältigen, in einer sprachpolitischen und selbstbezüglichen Identitätspolitik stecken bleiben. Dennoch sympathisiere ich mit solchen Versuchen, und meine Kritik an ihnen ist solidarisch. Nicht nur, um die schlechte Realität abzuschaffen, sondern auch im Interesse eines möglichst schönen Lebens im Hier und Jetzt braucht Feminismus utopische und experimentelle Vorgriffe in ein Leben jenseits der patriarchalen, binären Geschlechterordnung. Welche wozu taugen, können wir nur im Rahmen einer streitbaren feministischen Bewegung herausfinden. Die Realität gemeinsam grundlegend verändern zu wollen, ist seit Marx der glühende Kern materialistischer Theorie.

Und nun? Streit!

Am Ende dieses langen Texts stehen keine abschließenden Antworten auf die vielen Fragen über einen emanzipatorischen Umgang mit Cis- und Transgeschlechtlichkeit. Ich weiß nicht, welche Kriterien zur medizinischen oder psychologischen Behandlung von trans Jugendlichen angemessen wären. Den Leistungssport, wo Unterschiede des Geschlechtskörpers eine große Rolle spielen, finde ich kein sehr interessantes feministisches Thema.

Im Interesse feministischen Streits sehe ich aber einen diskussionswürdigen Widerspruch zwischen dem Kampf für Transrechte einerseits und andererseits für ein Frau- oder Mädchensein, das von den patriarchalen Anforderungen der weiblichen Geschlechterrolle befreit wäre. Jugendliche, die als Mädchen eingeordnet wurden und darunter leiden, sollten sowohl die Chance haben, offiziell zum Jungen zu transitionieren, als auch die, eine rüpelige, bewegungsfreudige, vielleicht lesbische Frau zu werden. Wie bestimmt man den jeweiligen Wirkungsbereich beider Emanzipationsvorstellungen: zwischen Frauenemanzipation und der Emanzipation *vom* Frausein? Ich denke nicht, dass es Sinn macht, die eine gegen die andere auszuspielen. Im Vordergrund sollte das Lebensglück der Jugendlichen und die größtmögliche Freiheit von Geschlechterzwängen stehen – nicht die feministische Selbstversicherung, dass in dieser oder jener Bewegung alles falsch laufe.

Feminist*innen, ob Frauen, Nichtbinäre oder Männer, ob trans oder cis, tun gut daran, einander in erster Linie als politische Subjekte gegenüberzutreten, die grundsätzlich in der Lage sind, ihre geschlechtlichen Erfahrungen zu reflektieren und miteinander abzugleichen. Dass es dabei zu Streit kommt, ist beinahe unvermeidlich.

Ein Beispiel: Manchmal kommt sich eine cisweibliche Feministin im selben Raum mit Drag Queens und trans Frauen, die ihre Schönheit zelebrieren und sich politisch artikulieren, wie eine graue Maus vor. Ihr politischer Weg hat sie dahin gebracht, sich von klassischen bzw. stereotypen Attributen von Weiblichkeit wie Schminke, Haarspray und Hochhackigen zu befreien. In einem persönlichen Emanzipationsprozess hat sie gelernt, sich selbst und andere Frauen jenseits des *male gaze* schön, interessant, vielleicht begehrenswert zu finden. Der Weg ist immer wieder mit Alltagsquerelen verbunden, etwa auf Familientreffen Kritik für die burschikose Frisur zu ernten oder von kleinen Kindern gefragt zu werden, ob man ein Junge oder ein Mädchen wäre. Im Raum mit der schillernden trans Frau, die für ihr prachtvolles Make-up und ihre Hochhackigen Bewunderung erfährt und vielleicht obendrein zur Vorsitzenden des Lesbenvereins gewählt wird, stellt sich vielleicht ein Gefühl von Unzulänglichkeit ein: Sind all diese Kämpfe nichts wert gewesen? Warum erfährt diese andere Frau so viel politische und erotische Aufmerksamkeit? Hier wäre es kein guter Ausweg, der Schillernden ihre Weiblichkeit abzuerkennen, sich selbst als richtige Frau zu setzen und dabei in transfeindliche Ressentiments zu flüchten. Stattdessen könnte in einer feministischen Auseinandersetzung geklärt werden, warum die Eine schmerzlich gekränkt ist – während es für die Andere mitunter lebenswichtig ist, als Frau mit allen klassischen Attributen durchzugehen, statt als trans aufzufallen. Das Gefühl, zu kurz zu kommen, ohnmächtig zu sein, die Schwierigkeit, für sich selbst einzustehen, sind allesamt übliche Resultate weiblicher Sozialisation, die auch bei Feminist*innen noch abrufbar sind.

Umgekehrt sollten trans Feministinnen für die Kritik offen sein, dass ein dominantes Auftreten und zu selbstbezogene Forderungen Versatzstücke männlicher Subjektanforderungen sein können, die in einer transweiblichen Sozialisation nicht automatisch ausgeschaltet oder durchreflektiert sein müssen. Einzubeziehen, dass nicht alle Frauen eine Vulva haben, darf beispielsweise nicht bedeuten, Vulven und cisweibliche Körpererfahrungen zu dethematisieren. Hier müssen die jahrzehntelangen Kämpfe älterer Feministinnen, die Kategorie Frau auf allen Ebenen der Gesellschaft zu etablieren, ernstgenommen werden: „Frauen sind im Kampf gegen ihre Unterdrückung vorwärtsgekommen, indem wir unsere Körper, unsere Menstruation, unsere Geburten und die Wechseljahre zum Thema gemacht haben. Wir wollen nicht, dass unsere Körper jetzt aus dem Drehbuch geschrieben werden“ (Suzanne Moore, zit. n. Schwarzer/Louis, S. 57).

Gemeinsam sollte nach den Ursachen gefragt werden, warum die gesellschaftliche Unterstützung und Finanzierung von Frauenräumen – die nie so stabil war wie die anderer Institutionen – in den letzten Jahren besonders prekär geworden ist. Wo und warum kommt das Umdenken von Frauen- zu Queerpolitik tatsächlich Männern zugute, etwa im Bekleiden von Gleichstellungsposten? Warum beziehen sich plötzlich rechte Politiker*innen, die traditionelle Frauen- und Männerbilder pflegen, positiv auf Schutzräume für Frauen?

Um solche Fragen Streitbar zu diskutieren, müssen wir uns als feministische Genoss*innen zusammensetzen, die ihre geschlechtsbezogenen Ängste und Projektionen liebevoll im Blick behalten und offen besprechen. Wie gut wäre es, wenn Cis- und Transgeschlechtlichkeit, ähnlich wie Rassifizierung, Homo- und Heterosexualität oder Behinderung, eine Differenz der Erfahrung bezeichnen würden, die Feminist*innen miteinander verhandeln könnten, um in emanzipatorischen Kämpfen gegen das kapitalistische Patriarchat zusammenzufinden?

Aus: Koschka Linkerhand (2024): Feministisch streiten 2. Texte zu Bewegung und transnationalen Kämpfen. Berlin: Querverlag, S. 301-327

Quellen

Borchert, Anneli (2017): Die Sache mit den Safe Spaces – Warum ich keine Schwänze auf Frauentoiletten haben will. Unter: www.stoerenfriedas.de

Daly, Mary (1985): Gyn/Ökologie. Eine Metaethik des radikalen Feminismus. München: Frauenoffensive

Engelken, Eva (2020): Aggressive Transaktivisten: Stark gegen Frauen. Unter: www.evaengelken.de

Ewert, Felicia (2020): Trans. Frau. Sein. Aspekte geschlechtlicher Marginalisierung. Münster: Unrast

FaulenzA (2017): Support your Sisters, not your Cisters. Über Diskriminierung von Trans* Weiblichkeiten. Münster: Unrast

Fine, Cordelia (2012): Die Geschlechterlüge. Die Macht der Vorurteile über Frau und Mann. Stuttgart: Klett-Cotta

Korecky, Karina (2020): Über Gebärfähigkeit. Zur Naturgeschichte einer Imagination des Weiblichen. In: *associazione delle talpe* (Hrsg.): *Maulwurfsarbeit V*

Kracher, Veronika (2021): Was Transfeindlichkeit mit Antisemitismus zu tun hat. Unter: www.belltower.news

Linkerhand, Koschka (2018b): Das politische Subjekt Frau. Rehabilitierung eines Kampfbegriffs. In: Koschka Linkerhand (Hrsg.): *Feministisch streiten. Texte zu Vernunft und Leidenschaft unter Frauen*. Berlin: Querverlag

Linkerhand, Koschka (2019): Die andere Frau. Weibliche Erfahrungen als Grundlage feministischer Politik. In: *outside the box – Zeitschrift für feministische Gesellschaftskritik*, Nr. 7

MacKinnon, Catharine A. (2023): Exploring Transgender Law and Politics. Unter: www.signsjournal.org

Majewski, Daria (2018): Töchter der Räuberin. Zu Differenz und Gemeinsamkeit von cis und trans Weiblichkeit. In: Koschka Linkerhand (Hrsg.): *Feministisch streiten. Texte zu Vernunft und Leidenschaft unter Frauen*. Berlin: Querverlag

Marte, Janina/Pintul, Naida (2019): „Die Reform würde eine biologische Reform von Frauen mit Penis erschaffen“: Feministinnen in Großbritannien kritisieren den Gender Recognition Act. In: *Jungle World* 4/2019.

Millett, Kate (1985): *Sexus und Herrschaft. Die Tyrannei des Mannes in unserer Gesellschaft*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt

Offener Brief an die *Jungle World* (2023): Linke streben keine „natürliche“ Gesellschaft an, sondern eine befreite. Offener Brief von (ehemaligen) Autor*innen der *Jungle World* gegen die fehlende Abgrenzung von transfeindlichen Ressentiments in der Zeitung. Unter: www.tumblr.com/offenerbriefjungleworld

RadFem Berlin (2022): Ein Jahr RadFem Berlin. Unter: <https://radfemberlin.de>

Rowling, Joanne K. (2020): J. K. Rowling schreibt über die Gründe für ihre Äußerungen zur Geschlechts- und Genderthematik. Unter: www.stoerenfriedas.de

Sboron, Vincent (2022): Feministische Nazis: Jan Böhmermanns Gleichsetzung von Feministinnen und Rechten ist falsch. In: *Jungle World* 50/2022.

Schwarzer, Alice/Louis, Chantal (Hrsg., 2022): *Transsexualität. Was ist eine Frau? Was ist ein Mann? Eine Streitschrift*. Köln: Unrast

Sigel, Mira/Schon, Manuela/Panther, Ariane/Werner, Caroline/Mau, Huschke (2018): *Störenfriedas – Feminismus radikal gedacht*. Norderstedt: BoD

Stock, Kathleen (2022): *Material Girls. Warum die Wirklichkeit für den Feminismus unerlässlich ist*. Berlin: Edition Tiamat

Terre des Femmes (2023): Stellungnahme von Terre des Femmes zu Transgender und Selbstbestimmung. Unter: www.frauenrechte.de